



Ostap Slyvynsky

Helden-ABC

B.

Es war ein allgegenwärtiges Tösen in diesen Tagen im Februar 2014, ich habe es deutlich gehört. Das war kein Motorenlärm, kein Stimmengewirr, das war etwas Anderes – wie ein gefrorener Mix verschiedenster Klänge. Kurz zuvor war wenige Meter neben mir eine Blendgranate explodiert, ich war zehn Minuten lang taub, dann kam das Gehör langsam zurück. Hätte es den Lärm nur in meinem Innenohr gegeben, hätte sich das schon geklärt. Aber nein, den Lärm hörten auch andere.

Am 20. Februar hatte es wieder leicht zu schneien begonnen, tags zuvor hatten aufgebrachte Protestierende in Lemberg Einrichtungen gestürmt, die als Bastionen des verbrecherischen Regimes galten: die Gebietsverwaltung der Miliz und die Staatsanwaltschaft. Wir stiegen über kaputte Möbel, zerbrochene Scheiben, verbrannte Dokumente, Berge verglommenter Lumpen. Feine Schneeflocken sanken herab, weiß legte sich auf schwarz. Man hatte versucht, ein bisschen Ordnung zu machen, schließlich war es ihr Regime, aber unsere Stadt.

Niemanden hielt es zu Hause, ständig trafen wir uns, wir trafen uns und gingen mal zu den Barrikaden, mal zu der blockierten Armeeeinheit – wir schwiegen oder tauschten kurze Informationen, die sofort das Gespräch erstickten, weil sie wir sie nicht erklären konnten.

„Hattest du als Kind auch so ein Spielzeug: eine Glaskugel mit Wasser, in der Schneeflocken schwammen?“, fragte mich ein Bekannter und hielt sein Gesicht unter eine Flocke. „Es kommt mir so vor, als säßen wir gerade in einer solchen Kugel. Von

draußen schaut jemand zu, was hier vorgeht, und versucht, zwischen den Flocken etwas zu erkennen. Aber das Bild ist unklar.“

Und nach einer Pause fügte er hinzu:

„Heute wurde B. auf dem Maidan getötet. Sechs Uhr in der Früh war er erst gekommen. Und um neun war er schon tot.“

Zusätzlich zum Schnee kam Wind auf, einen Moment lang trennte uns zwei ein beweglicher Schneeschleier vom Rest der Welt. Als hätte jemand die Kugel besonders stark geschüttelt.

B., B...

Die Granaten der vorangegangenen Tage, das Bellen der Videoübertragung vom Maidan, all das waren kümmerliche Ritzen und Spalten, durch die der Tod zu uns vorzudringen versuchte. Jetzt war er durch den Haupteingang gekommen.

B. war in einer exponierten Stellung, ein ideales Ziel. Im Januar 2014 hatte er als erster die Gebietsverwaltung betreten, zwei Wachleute, die nicht wussten, was sie machen sollten, ließen ihn durch und nach ihm einige hundert weitere Protestierende. Tags darauf schleppten er und ich zusammen Holzbretter, um die frisch errichtete Barrikade vor dem besetzten Gebäude zu befestigen, und er sagte lachend:

„Keine Ahnung, wer mehr durcheinander war: wir oder sie. Wir wussten doch auch nicht, was wir da machen sollten. Das war ja im Prinzip alles nur symbolisch, verstehst du.“

B. war Historiker. Ein sehr guter Historiker. Er lehrte ukrainische Geschichte des 20. Jahrhunderts, und das schärfte einen sehr spezifischen menschlichen Charakterzug: Formen und Interpretationen werden obsolet. Es geht nur um die Essenz, um das Wesentliche. Um die nackten Fakten. Die Wahrheit ist einfach, sie lässt sich mit ein paar verständlichen Wörtern ausdrücken.

Er hatte sich spontan entschlossen, nach Kiew zu fahren, abends. Nicht allein. In diesen Tagen fuhr niemand allein und ohne Schutzausrüstung nach Kiew. Aber was war das schon für ein Schutz – Bauarbeiterhelme aus Plastik, die höchstens einen

Stockschlag abhielten, und selbst der durfte nicht zu kraftvoll sein. Kugelsichere Westen waren so rar, dass die Leute sich reinteilten: wer vom Maidan wegging, übergab seine Weste demjenigen, der ihn ablöste. B. hatte keine kugelsichere Weste, sondern nur ein Metallschild, ein Beuteschild wahrscheinlich, eins von denen, die man der Miliz abgenommen hatte. In den vorangegangenen Wochen hatte man viele Schutzschilde bemalt – mit heraldischen Symbolen, Kämpferfiguren in Sturmhauben, oder man versah sie einfach mit Losungen, aber in diesen furchtbaren Tagen Ende Februar war es damit vorbei, deswegen war B.s Schild leer, glatt grau.

Die vierköpfige Gruppe, mit der B. an diesem Morgen auf den Maidan gekommen war, verlor sich im Handumdrehen in der Menge. B. ging nach oben, in Richtung Regierungsviertel, wo es die schwersten Zusammenstöße zwischen Miliz und Protestierenden gab, wo Scharfschützen im Einsatz waren. Auf einem Video sieht man B. inmitten von Rauch und Gewühl auf einem Hügel stehen und jemandem ein Zeichen geben. Er, der geborene Anführer, dirigierte auch in diesem kritischen Moment jemanden, trug Verantwortung. Was zeigt er da wem? Warnte er jemanden vor Schüssen? Wies er jemanden an beiseite, in Deckung zu gehen oder umgekehrt? Wollte er etwas mitteilen, was außer ihm niemand sehen konnte?

Um neun Uhr sieben zerreißt ihm eine Kugel die Halsschlagader. Oft haben sie auf den Hals, ins Gesicht gezielt. So hat man es ihnen beigebracht. Auf's Gesicht zu zielen, wenn man durchs Visier schaut.

B., tödlich verwundet, lief, noch 28 Meter aus eigener Kraft weiter, bevor er stürzte. Der Scharfschütze, der auf die ungeschützten Körperteile zielte, wusste nicht, dass B. keine kugelsichere Weste trug. Hätte er es gewusst, wäre es noch einfacher gewesen. Unbewaffnet wie praktisch alle, mit einem Plastikhelm und mit einem dünnen Schild. Entblößt. Ungeschützt. Ein nackter Fakt.

W.

Zuerst einmal war er groß, der größte von uns, den Jungs aus dem Chor. Der größte, das hieß für uns, die wir damals noch Kinder waren, der Älteste, der mit der meisten Autorität. Auf ihn traf das allerdings nicht zu. Wir hielten seine Körpergröße für ein Missverständnis. Denn was wir damals mit Erwachsensein, mit erwachsener Männlichkeit verbanden – Krieg, Sport, Autos, Technik – interessierte ihn wenig. Für ihn zählten nur Kunst und Musik, Dinge, für die wir unsere Zuneigung nicht offen zeigen wollten, weil sie für uns Pflicht waren. Einer von uns hatte ihm den Spitznamen Pierrot gegeben, und so nannten wir ihn, wenn er nicht dabei war.

Ihn als musikalisch begabt zu bezeichnen, war stark untertrieben. Sein Talent etwas Unerreichbares, Außerirdisches, aus dem sich ein paar Jahre später ein erstaunlicher Umstand ergab: in einem Alter, als wir in den Stimmbruch kamen und jaulten wie die gekränkten Welpen eines Bernhardiners, behielt er seinen sonoren Alt. Seine Jungstimme beschloss, aus dem schon recht erwachsenen Körper nicht auszuziehen, sondern Kraft und Klang von ihm zu empfangen.

Das musste er irgendwie nutzen, und auf vielfachen Rat bewarb er sich am Konservatorium. Das erste Mal, dann ein zweites Mal. Lange Zeit bekam er keinen Platz, weil keinen Spezialisten gab, der einen Studenten mit einem so außergewöhnlichen Countertenor betreuen konnte.

Schon kurze Zeit später feierte W. Im Haus des Lehrers einen ersten Erfolg, als er die Sopranrolle in einer Kammerkantate sang. Und die Kantate hieß *Pierrots Todesschwinge*. Nein, sie war nicht extra für ihn geschrieben worden. Das Leben hatte uns, W.'s alten Freunden, einfach hinter seinem Rücken zugezwinkert. Die Ovationen waren so umwerfend, dass der Dirigent als Zugabe das gesamte Werk wiederholen ließ.

Manche von uns verloren ihre Stimme ganz und gar, andere ließen ihren Gesang in der hintersten Schublade verschwinden und holten ihn höchstens bei Familienfeierlichkeiten einmal hervor. W. verschwand für eine gewisse Zeit aus unserem Blickfeld, bis uns eine neue Information erreichte: Er sang Soli an der Opéra Bastille, nunmehr jedoch als Bassbariton. „Ist Pierrot endlich auch in den Stimmbruch

gekommen“, witzelten wir. Und freuten uns, obwohl wir nicht überrascht waren. Es hatte seine Logik und Berechtigung. Wie kaum ein anderer hatte W. diese Position verdient.

In Paris hatte W. einen neuen Spitznamen bekommen – Méphistophélès. Genial hatte er diese Figur in Genouds *Faust* gesungen, in der eine Arie mit einem schallenden, dreisten und widerspenstigen Gelächter endet.

Später wurde daraus sein Kampfname. Später, als sich W. freiwillig an die Front meldete.

Was haben wir wirklich von Méphistophélès gewusst, wir, die wir Pierrot kannten? So gut wie nichts, mussten wir feststellen.

Oder nur winzige Bröckchen, um genau zu sein: dass er während des Maidan Pro-Ukraine-Demonstrationen in Paris organisiert hatte, dass er seit Beginn des russisch-ukrainischen Krieges als Freiwilliger aktiv war – wie Tausende andere Ukrainer im In- und Ausland, die mit ihren Sammelaktionen – von Jeeps bis zu Socken – der desolaten ukrainischen Armee auf die Beine halfen.

Jemandem fiel ein Foto von ihm in die Hände: Er läuft durch Paris mit schwarzem Barrett und in Militäruniform mit Aufnehmern eines ukrainischen Freiwilligenbataillons. Ob viele von uns etwas von seinen regelmäßigen Fahrten auf der Route Donbass-Paris wussten, auf der er mehr als zwei Jahre unterwegs war, an dem einen Ort mit dem MG im Kampf, am anderen als Opernsänger auf der Bühne? Wussten wir, dass er bereits einmal verwundet worden war? Konnten wir ermessen, was in ihm vorging, welche Stürme in diesem unbeugsamen Mann tobten, in unserem vormals zerzausten Pierrot?

Im Juni 2016 fuhr W. ein weiteres Mal an die Front, um die von Freiwilligen gesammelten Hilfsgüter an ukrainische Kämpfer zu verteilen. Er wollte ein halbes Jahr bleiben. Doch schon Ende Juni meldete ein ukrainischer Kriegsreporter: W., MG-Schütze im Stoßtrupp eines Freiwilligenbataillons, wurde in Kampfstellung von der Kugel eines Scharfschützen tödlich getroffen. Sechs Uhr morgens, das Projektil mit einem Kaliber von 12,7 Millimetern drang in den unteren Teil des Rumpfes ein.

Kurze Zeit später zeichnete ein russischer Fernsehsender ein Interview mit dem Täter auf. Der Scharfschütze der Separatisten erzählte abgeklärt, er habe später aus dem Internet erfahren, wen er da getötet hatte. Widerlich sind die Blüten, die der Krieg aus den Wassern des medialen Zeitalters treibt.

Erst aus den Nachrichten über W.s Tod erfuhren wir seinen dritten Spitznamen, den er an der Front bekommen hatte (Méphistophélès war zu lang für Funkrufe). Mif nannten sie ihn. Mythos.

A.

Nach einer Sensationsnachricht sprach das ganze Land über A. Die Tschetschenin hatte im Stadtzentrum von Kiew ihren Mann vor der Kugel eines Auftragsmörders gerettet, den Killer verwundet und der Polizei übergeben.

Das kennen wir aus dem Film. Die immer gleichen Erzählungen von einer sagenhaften Kraft in einem zierlichen Körper, von Bösewichten, die ihre edlen Gegner unterschätzen. Und plötzlich ist es Wirklichkeit: sie ist in den Fernsehnachrichten – eine Frau mit Kopftuch und blauen Augen, über ihren verwundeten Mann gebeugt, der neben einem Jeep mit geöffneten Türen im Gras liegt; eine anteilnehmende Menge ringsum; der Killer ist nicht zu sehen, später wird er auf Bildern aus dem Ermittlungsverfahren gezeigt.

Der Auftragskiller hatte sich als französischer Journalist vorgestellt, der angeblich ein Interview mit dem tschetschenischen Paar machen wollte. Ein paar Mal trafen sie sich an verschiedenen Orten. Das letzte Mal bat der Journalist das Paar, ihn in ihrem Auto mitzunehmen, stieg ein und sagte: „Ach, ich habe ja ein Geschenk für Sie! Könnten Sie sich vielleicht zusammen auf den Rücksitz setzen, ich möchte gern filmen, wie ich Ihnen das Geschenk überreiche.“ Nichtsahnend stiegen die beiden um. In dem angeblichen Geschenkpaket lag eine Pistole. Der Killer schaffte es, drei Kugeln auf den Mann abzufeuern, bevor die Frau ihre Waffe zog, dem Mörder gegen das Bein trat, um ihn zu verwirren, ihre Waffe entsicherte und ihn mit mehreren Schüssen schwer

verwundete.

Der Killer war ein tschetschenischer Verbrecher, auf dessen Konto schon mehrere Auftragsmorde gingen.

Und wer ist nun dieses Paar?

Es wäre viel einfacher, wenn sich die Geschichte irgendwann früher ereignet hätte, in der Zeit, in der Sagen spielten, denn da gehört sie eigentlich hin – und sie uns jetzt als Stoff für ein neues Buch oder einen neuen Film diene, aber es ist keine Vorlage, das Blatt ist leer, die Geschichte wirbelt Staub auf. Sie hat ihre eigene Erzählung, dabei ist sie noch nicht zu Ende: eine Saite, die mit einem unbefestigten Ende klingt.

A. wurde in der Ukraine geboren, in Odessa. Ihre Mutter war eine Polin aus dem Kaukasus. An ihren Vater kann sich A. nicht mehr erinnern, er war Tschetschene. A.s Stiefvater war Russe, als Kind und Jugendliche trug sie seinen Nachnamen. Hatte sie die Wahl? Konnte sie zwischen einer polnischen, einer tschetschenischen und einer russischen Identität wählen? Sie entschied sich für die schwierigste, die herausforderndste: die tschetschenische. Eine Identität, die es zu erkämpfen galt, die töten konnte wie ein giftgetränktes Hemd. Vielleicht war es auch gar keine Wahl, sondern etwas, das nur als „Ruf des Blutes“ bezeichnen lässt? Wir werden es nicht mehr in Erfahrung bringen.

Während des Zweiten Tschetschenienkrieges unterstützte A. die Widerstandsbewegung in Itschkerien, musste dann aus Russland fliehen, weil es für „Andersgläubige“ gefährlich geworden war. Sie kehrte in die Ukraine, in ihre Geburtsstadt zurück, nahm ein Studium an der Medizinischen Hochschule auf, um den tschetschenischen Kämpfern, die in russischen Krankenhäusern nicht behandelt wurden, in Zukunft helfen zu können. In dieser Zeit lernte sie über eine Internetseite, auf der sich Kämpfer für die Freiheit des Nordkaukasus austauschten, ihren zukünftigen Mann kennen, einen Tschetschenen. Es stellte sich heraus, dass sie in derselben Stadt lebten, nur ein paar Straßenzüge voneinander entfernt. Sie ließen sich nur in der Moschee trauen, ohne Standesamt: A.s Mann hielt sich illegal in der Ukraine auf, er wurde beschuldigt, ein

Attentat auf Wladimir Putin verübt zu haben, deswegen hätte für ihn, einen russländischen Staatsbürger, die Rückkehr nach Russland mit großer Sicherheit den Tod bedeutet. Damals rettete sie ihn zum ersten Mal, indem sie das Unmögliche tat, um seine Auslieferung zu verhindern.

Als der Euromaidan kam und der Krieg im Donbass begann, wurde A. klar, dass ihr Einsatz jetzt hier, in der Ukraine, gefragt war. Dass es im Grunde genommen derselbe Kampf war. Dieselbe Front. In Kiew kümmerte sie sich um Verwundete, im Donbass kämpfte sie in einem Freiwilligenbataillon. Aus der Wundärztin wurde eine Granatwerferin, sie lernte, mit einem Scharfschützengewehr umzugehen, stand gemeinsam mit ihrem Mann in den schwersten Gefechten.

Als „offizielle Feinde“ Russlands und des von Russland gesteuerten „Marionetten-Diktators“ Kadyrow waren A. und ihr Mann in ständiger Gefahr, und sie wussten das. A. hat einmal gesagt, am sichersten fühle sie sich an der Front: Dort sei alles klar, in der Stadt hingegen sei unklar, von welcher stillen Straße aus sich der Tod anschleiche.

Nach dem Anschlag des „französischen Journalisten“ auf A. und ihren Mann erhielten sie einen ganztägigen Wachschutz. Doch ... Und auch hier schwingt die Saite der Geschichte dunkel: Sie entschieden sich kurze Zeit später gegen die schützende Begleitung. Warum? Und war es wirklich so? Werden wir die Wahrheit je erfahren?

Am Abend des 30. Oktober jedenfalls waren sie ohne Wachschutz unterwegs. Sie kamen zu zweit in ihrem Auto in der Nähe eines Dorfes bei Kiew, als plötzlich aus einer automatischen Schusswaffe auf sie geschossen wurde. Von rechts, dort, wo A. saß, drangen mehrere Kugeln ein, eine davon verwundete A. tödlich.

„Ich werde nie Kinder haben, mich nie um einen Haushalt kümmern. Ich widme mein Leben dem Freiheitskampf der Ukraine und Itschkeriens. Meine Entscheidung ist gefallen, und ich habe keine Angst vor dem Tod, alles liegt in Allahs Hand. Nur vor einem habe ich Angst: dass ich nicht alles schaffe, was in meiner Kraft steht.“ Diese wenigen Sätze sagte A. einem Journalisten, der sie nach dem ersten Anschlag interviewte. Er hatte diese Zeilen damals gestrichen aus Angst, sie könnten überflüssig

sein und A. könnte später diesen Gefühlsausbruch bereuen.

*

Vor kurzem sah sich der kleine Sohn meiner Freunde mit uns zusammen eine Nachrichtensendung über A. an. Beim Gute-Nacht-Sagen fragte er:

„Ist die Frau so eine Heldin wie in den Büchern?“

„Nein“, antwortete ich. „Nicht ganz. Sie kommt nicht in einem Buch vor.“

„In den Büchern ist es besser, stimmt’s? Da tut’s nicht weh.“

„Stimmt“, sagte ich. „Von jetzt an gibt es Helden nur noch in Büchern. Schlaf gut.“

A. Amina Okujewa (geb. 1983, ihr Geburtsname war Natalia Nikiforowa), ukrainische und tschetschenische Ärztin, Armeeingehörige, zivilgesellschaftliche Aktivistin. Getötet am 30. Oktober 2017 von der Kugel eines unbekanntes Mörders.

B. Bohdan Soltschanyk (geb. 1985), Historiker, Lehrkraft an der Ukrainischen Katholischen Universität Lwiw, Doktorand an der Universität Warschau, Stipendiat im Higher Education Program. Getötet von der Kugel eines Scharfschützen am 20. Februar 2014.

W. Wassyl Slipak (Geb. 1974), Opernsänger, Ehrenamtlicher Helfer, freiwilliger Kämpfer. Solist an der Pariser Nationaloper, ausgezeichnet als *Best male performer* auf dem Armel Opera Festival. Gefallen am 29. Juni 2016 an der Front im Donbass.

Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe